

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 280.

Freitag, 13. Oktober

1933.

Die Affäre Dahlskop

Roman von HANS LEHR

13. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Im Wagen saß Dahlskop sich an den Kopf. Was, was war das? Ein Mann hat sich mit seinem Paß ausgewiesen und fünfundzwanzig Millionen Dollar entgegengenommen. Sind Durgea u. Brice denn des Teufels? Das dauert ja endlos, bis der Wagen sich zur Wallstreet durchfindet; er ist nahe daran, mit dem Chauffeur Krach wegen des Schneidentempos der Fahrt anzufangen.

Der Portier des Bankhauses führt ihn sofort ins Cheftabinett. Vier Herren erwarten ihn dort: Mister Durgea, groß, hager, haarlos, Mister Brice, mittelgroß, beleibt, mit verkniffenem Gesicht und knochigen, verben Händen, die ununterbrochen mit etwas spielen oder auf Tischen oder Schreibern trommeln; die zwei weiteren Herren sind die Inspektoren McGee und Dodge von der Kriminalpolizei.

Dahlskop gibt dem Diener Hut und Handschuhe und geht mit weitgreifenden, entschlossenen Schritten ins Cheftabinett.

„Meine Herren —!“ will er losbrausen, doch Inspektor Dodge unterbricht ihn trocken:

„Ihre Papiere, bitte!“ Gleichzeitig geht McGee gemächlich zur Tür und baut sich vor ihr auf.

„So, so, Sie wollen uns hineinlegen?“ Mister Durgea lehnt sich in den Polstersessel zurück und lacht laut vor Verachtung; er ist persönlich beleidigt, daß man glaubt, ihn narren zu können.

„Ach so!“ Dahlskop lachte ebenfalls schallend. „Dem falschen Dahlskop geben Sie einen Scheck über fünfundzwanzig Millionen —, und den echten wollen Sie verhaften lassen?“

„Ihre Papiere, bitte!“ wiederholt Inspektor Dodge fischlütig.

Dahlskop überreicht seinen Paß. Dodge prüft genau die Eintragungen, vergleicht das Bild und untersucht die Stempel und Sichtvermerke. Er bringt den Paß McGee, der ihn ebenfalls studiert und unter bestätigendem Kopfnicken zurückgibt.

Inspektor Dodge reicht Dahlskop den Paß zurück, blidt die beiden Geschäftsinhaber an und zuckt die Achseln.

„In Ordnung, Misters.“

Durgeas Gesicht füllt sich mit Röte.

„Unmöglich! Ich behaupte, daß der Paß echt war, der uns vor acht Tagen, allerdings von einem andern, aber sehr ähnlichen Herrn, vorgelegt wurde.“

Dahlskop verzieht keine Miene; wahrscheinlich ist der Paß, der ihm in London, damals in der Whitechapel Nacht, geraubt worden ist, von einem Hochstapler zu einem großangelegten Schwindelmanöver benutzt worden. Diese Hochstaplei war nur möglich mit seinem Paß; jetzt zertrümmert die Folge seiner Lebensweise eine der letzten Rettungsmöglichkeiten. Nähen seine Sünden sich auch auf diese Weise? An jenem verhängnisvollen Tag ist der Umschwung in seinem Leben

eingetreten; seit ihm ging es nur abwärts in Unsicherheiten, Schwächen und Fehlern.

„Erkennen Sie noch immer nicht, daß Sie geprellt worden sind? Lassen Sie den Scheck sofort sperren!“

„Zu spät!“ stöhnt Brice. „Er ist als Funtbild an die Bank von England geleitet und bereits ausgezahlt worden.“

Dahlskop zuckt die Achseln.

„Ihr Schaden.“

„Nein, Ihr Schaden!“ protestieren die Bankiers wie aus einem Munde. „Sie haben uns Ihre Ankunft angezeigt; was können wir dafür, wenn Sie später kommen?“

Dahlskop schüttelt in eisiger Ablehnung den Kopf.

„Sie haben die Sorgfalt von ordentlichen Kaufleuten außer acht gelassen; darüber gibt es keinen Zweifel.“

„Wieso, wieso?“ Brices Hände bearbeiten in fieberhafter Erregung die Sessellehne.

„Sie hätten sich zum mindesten telegraphisch erkundigen müssen, ob die Sache in Ordnung geht.“

„Wenn Sie als der Chef leibhaftig vor uns sitzen? Können wir die Maßnahmen eines Chefs von seinen Angestellten bestätigen lassen?“

„Der Chef saß eben nicht leibhaftig vor Ihnen, sondern ein Hochstapler. Hier steht der Chef. Wohin käme ich, wenn ich für Mißbräuche meines Namens und die fahrlässige Handlungsweise von Bankiers aufkommen sollte?“ Dahlskop schüttelt entschlossen den Kopf. Nein, diese Sache nimmt er nicht auf seine Kasse; das fehlt ihm gerade noch. Die Verbindung mit Durgea u. Brice wird in die Brüche gehen; sie werden einen Prozeß anstrengen, und einem Prozeßgegner gewährt man natürlich keinen Kredit. Es ist nichts daran zu ändern. Wie erschreckend, wie unheimlich, daß er selbst auch dies Mißlingen seiner Pläne verschuldet hat.

„Ich glaube, wir sind hier überflüssig?“ fragt Inspektor Dodge.

Als seien die Worte des Inspektors ein Signal gewesen, stürmen die Bankiers auf die Beamten zu.

„Überflüssig? Überflüssig?! Wie ist es möglich, daß Sie so etwas sagen. Nehmen Sie sofort die Recherchen auf. Sie müssen den Hochstapler fassen und uns die fünfundzwanzig Millionen — bedenken Sie: fünfundzwanzig Millionen Dollar! — herbeischaffen!“

Dahlskop verbengt sich knapp auf die Gruppe der vier Männer zu.

„Ich glaube, daß ich derjenige bin, der überflüssig ist; ich habe die Ehre.“

„Sie sind uns verantwortlich!“ schreien die Bankiers fassungslos.

Dahlskop antwortet nicht, sondern verläßt das Zimmer.

Wallstreet fällt die Entscheidung.

Als Dahlskop im Wagen sitzt, faßt er sich an den Kopf. Hat sich denn alles gegen ihn verschworen? Grauen läuft ihm über den Rücken. Das ist fast nicht mehr zu ertragen. Die Krise vernichtet Millionen Existenzen, und jeder wehrt sich verzweifelt gegen den Untergang. Alle paar Tage erhält er Expressbriefe von Wiffern von Umständen aus seinem Leben. Die Vergangenheit ist erwacht und weist ihre Rechnung vor. Sollte das denn wirklich so sein, wie die Narren, die Moralisten, es behaupten, daß alles einmal bezahlt werden muß, daß alles einmal sich rächt? Woher soll er die Millionen nehmen? Siljencrank bestürmt ihn um Anweisung haren Geldes, um fällige Zinszahlungen leisten zu können, und aus allen Ländern, in denen er Gesellschaften hat, trommelt das Feuer der Depeschen mit dringenden Bitten um Überweisung zur Bezahlung von Steuern, Gehältern und Geschäftsunkosten, da die Einnahmen nicht mehr ausreichen.

Woher soll er die Millionen nehmen? Was für einen Sinn hätte es, wenn er seine Besitztümer auf den Markt wirft. Verkauft er zu den derzeitigen Preisen, dann wissen die Börsen mit einem Schlag, daß er in Schwierigkeiten steckt, dann geht der Run los, dann ist er erledigt, nicht mehr nur privat, sondern in aller Öffentlichkeit; dann gibt es nur noch eins: Konkurs —, und dann —?

Was soll er zuerst unternehmen? Den Nervenarzt aufsuchen — oder zum Bankhaus J. P. Carrol fahren? Hat das eine wie das andere überhaupt noch Sinn? Er ist erschöpft wie ein Wild, das von der Meute so lange gehetzt worden ist, daß es nur noch mit zitternden Flanken stehen bleiben und sein Leben mit dem Zorn der Verzweiflung verteidigen kann. Am liebsten würde er ins Hotel fahren, sich hinlegen ins bis in den letzten Winkel erhellte Zimmer und Anna Bidermann bitten, sich an den Tisch zu setzen und zu lesen, damit er sie sähe. Mehr will er nicht; nein, er will nicht mehr; er will nur, daß sie so nahe ist, daß er ihre Ruhe und Güte empfinden kann.

Schon wieder diese Schwäche; ja, Erfolg stärkt, und Rückschläge trommeln nieder. Den Berg hinauf hilft kein Engel, aber den Berg hinab schieben zehn Teufel nach. Er muß den alten Carrol selbst sprechen. Es ist zwölf Uhr; sicherlich ist er an der Börse zu treffen.

Ob der Wagen in die schluchtartige Wallstreet einbiegt, fährt er an einem Friedhof vorbei. Eine böse Vorbedeutung. Nie ist Dahlskop abergläubisch gewesen; er ist es auch jetzt nicht, doch kann er sich dem geheimnisvollen Druck nicht entziehen, den die Tatsache auf ihn ausübt.

Der Wagen hält vor dem riesigen Prachtbau aus Marmor; Dahlskop liest die Inschrift aus großen Lettern am Sims: „New Yorker Stock Exchange“. Zögernd betritt er die Treppe, und ebenso zögernd wandert er durch den Flur. Nein, er bringt es nicht fertig, Carrol wie ein Bettler nachzulaufen. Die Diener wollen ihm den Zutritt zur Empore verwehren; Zehndollarnoten lassen jedoch auf beiden Augen nicht sehen, daß er die Treppe hinaufschreitet.

Lärm braust und brandet herauf, als rausten im Börsensaal Hunderte von Männern. Arme zucken durch die Luft, Papier tanzt in Mengen zu Boden; unverständliche Rufe gellen. Es scheint ein großer Tag zu sein; trotz der Baisse — oder gerade wegen des Kurssturzes? Die Members — die Börsenmitglieder — und die Brokers — die Börsenmakler — bemühen sich schreiend und brüllend, für ihre Geschäfte Partner zu finden.

Dort ist der Sitz J. P. Carrols. Wenn man einmal sein Bild gesehen hat, erkennt man den auch vom Alter nicht gebeugten Stiernaden und den wie grobbehauener Stein wirkenden Kopf sofort wieder. Ab und zu ruft er den Händlern etwas zu; meist jedoch verfolgt er, wie überwachend, die Zahlen und Zeichen der Leuchtschrift an den Wänden, die die Menge der umgesetzten Papiere und die Kurse der abgeschlossenen Geschäfte mitteilt.

Dahlskop wendet sich zum Gehen. Hier wird er

Carrol nicht zu sprechen suchen, auch nicht nach Schluß der Börse. Er ist zu niedergedrückt; er fühlt sich dem Eindruck dieses Hauses nicht gewachsen.

Er verläßt die Börse und die Insel Manhattan und fährt ins Hotel zurück. Nachmittags läßt er sich von Anna bei J. P. Carrol anmelden. Man bedauert; Mister Carrol senior befinde sich an Bord seiner Yacht auf See; ob Mister Dahlskop sich einstweilen mit einem Teilhaber unterhalten wolle? Ob das wahr ist, daß der Senior auf See ist? Vor einem Vierteljahr noch hätte er sich den Triumph des Besuchs des Nebenbuhlers auf dem Weltgeldmarkt nicht entgehen lassen. Jetzt verzichtet er; soll der Verzicht ein Zeichen dafür sein, daß man von seiner Lage bereits unterrichtet ist und ihn nicht mehr für würdig hält, vom Seniorchef des Hauses empfangen zu werden? Noch sind die Kurse seiner Papiere nicht auffällig stark gefallen, doch das Haus Carrol ist stets ausgezeichnet unterrichtet; überall, wo es notwendig ist, hat es seine Vertrauensleute. Sei es, wie es wolle, er muß sich einfügen, wenn auch mit Zorn im Herzen. Er gibt zur Antwort, daß er mit dem Empfang durch den Juniorchef einverstanden ist.

Mister J. P. Carrol junior ist durchaus kein junger Mann mehr; er mag bereits so alt wie Dahlskop sein. Seine Beleidigung belastet ihn mit Schwerfälligkeit, die ihm selbst nicht unangenehm ist, denn Schwerfälligkeit entschuldigt Langsamkeit und gestattet überlegte Entschlüsse. Er ist glatt rasiert, wie die meisten Amerikaner. In seinen Mienen zu lesen ist so unmöglich, wie es vor kurzem noch bei Dahlskop war. Irrt Dahlskop sich, oder liegt in der Art der Behandlung tatsächlich eine leise Herablassung? Dahlskop ist ärgerlich über die innere Unsicherheit, die er trotz aller Übung nicht mehr zu bändigen vermag. Er weiß, wie ungeheuer viel vom sicheren Auftreten abhängt, und er bemüht sich, wenigstens äußerlich, die alte Unbefangenheit spielen zu lassen, doch er dämpft gleich wieder auf Sachlichkeit ab; er hat das peinliche Gefühl, es schwinde ein falscher Ton mit, den Carrol erkennen müsse.

Als er auf die geschäftliche Ursache seines Besuches zu sprechen kommt, setzt Carrol sofort eine Leichenbittermiene auf, als wolle er von vornherein vor dem Aussprechen von Bitten um Hilfe warnen. Nach schwerer Selbstüberwindung sagt Dahlskop dennoch:

„Sie haben sicherlich gehört, Mister Carrol, daß ich eine Anleihe auflegen lassen wollte; mit Rücksicht auf die augenblickliche Stimmung habe ich sie zurückgezogen —“

Carrol nickt.

„Ganz recht, ganz recht, ich weiß; in Börsenkreisen konnte das natürlich kein Geheimnis bleiben; ist verstehe Ihren Entschluß und erkenne ihn als richtig an.“

Will Carrol spotten? Wenn er so gut unterrichtet ist, dann weiß er offenbar auch, daß er gar nicht die treibende Kraft zur Nichtauflegung der Anleihe war —?

„Sie wissen, daß ich verschiedenen europäischen und südamerikanischen Staaten Anleihen von bedeutender Höhe gewährt habe?“

„Sie sitzen fest? Sie sind illiquid? Wundert mich nicht. Was mich nur immer gewundert hat, war, daß Sie so gewaltige Risiken eingegangen sind.“

Dahlskop ballt die Faust auf dem Knie. Das war eine moralische Ohrfeige; wie weit ist er gekommen, daß er sich das sagen läßt, ohne sofort das Haus zu verlassen. Er muß sich bezähmen; es steht zuviel auf dem Spiel.

„Das möchte ich nicht gerade sagen, Mister Carrol; die Barmittel sind zur Zeit überall knapp; darüber kann man sprechen, ohne sich etwas zu vergehen, denke ich.“

„Allerdings, selbstverständlich —; tolle Sache übrigens das mit den fünfundzwanzig Millionen von Durpee u. Brice; die Börse hat gelacht wie selten.“

„Man weiß bereits davon —“

(Fortsetzung folgt.)

Neue Sprüche.

Von Frida Schanz.

Ein Anklappen ruft dich; ein Weder gestt:
Der Tag, der kräftige Aufgaben stellt.
Ein trauriges Glöcklein klingelt matt:
Der Tag, der keine Aufgaben hat.

*

Es ist schön, wenn ein Müßigen die Kräfte reißt,
Daß sie blühend und blank verbleiben,
Wenn eine Arbeit die andre treibt,
Wie sich Waldbäume aufwärts treiben.

*

Von innerer Qual, von inn'ren Verwundungen
Heilt uns kein Arzt, wie hoch man ihn stellt.
Die inneren Heilungen, inn'ren Gesundungen
Sind die größten Wunder der Welt.

*

Aufruhr im Hause, wuchtig und wichtig.
Nur die Uhren ticken noch richtig.
Wohl uns, wenn in den harten Konflikten
Uns're Herzen noch richtig tickten.

Philippinisches Glück.

Glücklicher Filipino! — Auf den abgelegenen tropischen reichen philippinischen Inseln, fern von modernen Städten, dort, wie die Zivilisation den Menschen noch nicht mit der Natur entzweit hat, liegt sein Paradies. An der Küste, im Schatten der Palmen, die einem glühenden Himmel zu streben, lebt er ein behagliches glückliches Leben ohne Bedürfnisse, das sich frei nach dem Willen und Gesetz der Natur und nicht nach menschlichen Systemen entwickelt hat. Trotzdem zwei fremde Mächte sein Land kolonisiert haben, lebt er noch heute frei von politischem Druck und Steuerlasten fast genau wie vor 400 Jahren als Magalhães bei seiner denkwürdigen Weltumsegelung die Philippinen entdeckte. Sein Glück liegt in der Einfachheit seines Lebens, in der Beschränktheit seines Wissens und seiner Weltanschauung, in dem Fehlen innerer Triebe und äußerer Anregungen. Sein Glück ist auch beständig, da es keine Entwicklung und keinen Fortschritt gibt, der den Menschen in Konflikte zieht, Althergebrachtes zerstört und die Lebensbedingungen verändert.

Am Strande des Meeres oder am Ufer des Flusses, der von der Natur gegebenen sich selbst erhaltenden Straße, hat der Filipino seine Hütte auf Pfählen errichtet. Malerisch gruppieren sie sich zwischen Bambusstäben und hohen Palmen oder verbergen sich im dichten Bananenwald. Pfeilschnell treibt der Wind die schmalen Segelboote mit den doppelten, weitgespannten Auslegern, auf denen die Eingeborenen balancieren, um dem kippenden Winddruck zu begegnen. Schwerbeladene Rähne gleiten den Strom hinab, an dessen Ufern die Dorfbewohner zusammen mit ihren Haustieren, den Büffeln, die stundenlang unbeweglich im Wasser stehen, vor der Tagesglut Erfrischung suchen.

Hier empfängt der Mensch alles unmittelbar aus den Händen der Natur mit geringster Mühe. Ohne ein anderes Werkzeug zu benutzen als ein Messer baut der Filipino mit seinen Freunden sein Haus von bewährter Zweckmäßigkeit, wie zu Urgroßvaters Zeiten mit den Materialien, die ihm an Ort und Stelle gegeben sind. Palmenstämme und Bambusstangen geben das Gerüst und die Pfähle, auf denen sein Haus zum Schutz gegen die Feuchtigkeit steht, geflochtene Bambusfasern die Wände und die langen Palmenblätter das Dach. Seine Hütte hat weder Fenstergläser noch Ofen, denn Tag wie Nacht, Sommer wie Winter spendet ihm die Natur eine gleichmäßige Wärme. Auch der Hunger, der den nordischen Menschen immer wieder zur Arbeit treibt, bedroht ihn nicht. Die um sein Haus überreich spritzenden Bäume und Pflanzen geben ihm Nahrung und Trank, während ihm der Fluß bei jeder Ebbe eine reiche Ausbeute in den Fischreusen überläßt, die die Frauen und Kinder ohne sich zu bücken mit den Fischen auslegen. Selbst der Reissbau bereitet nur wenig Arbeit. Sechs Wochen für das Pflanzen und vier Wochen für das Ernten genügen. Sind die Reisfelder erst bewässert, dann, welch Wunder, schwimmen auch Fische darin herum. Dieses Wunder erklärt sich sehr einfach durch die seltsame Fähigkeit dieser Fische, während der Trockenzeit unter der Erde im Schlamm leben und sich sogar vermehren zu können, um bei der Überschwemmung der Felder wieder nach oben zu steigen.

In dieser Umgebung fließt das Dasein geruhig dahin in nur leichtem Wellenschlag, wie das träge Flußwasser, das an den Pfählen der Hütten entlang träumt. Da fast alles allein in Erfüllung geht, und der Mensch keine Ansprüche

stellt, gibt es keinen Ehrgeiz und keine Gewinnssucht. Deshalb ist der Filipino ein leidenschaftlicher Anhänger des Nichtstuns. Selbst für guten Lohn kann er sich nicht zur Arbeit entschließen. Als ein Fremder die friedvolle Weltvergessenheit eines vor seiner Hütte Liegenden störte und ihm eine leichte Arbeit anbot, erhielt er die Antwort: „Ich habe heute leider keine Zeit, morgen vielleicht.“ Man kann es sogar erleben, daß man kleine Geldgeschenke dankend zurück erhält, weil diese Menschen keine Verwendung dafür haben. Die beste Methode, die Männer zur Arbeit anzuhalten, soll die Bezahlung ihrer Frauen sein. Diese haben meist kleine Eitelkeitsbedürfnisse, für deren Befriedigung sie es fertig bringen, ihren Männern die bequeme Weltanschauung auszutreiben.

Die manchmal erst 14 Jahre alten Ehefrauen sind auch gewöhnlich der stärkere Teil, was sie schon äußerlich damit dokumentieren, daß sie die dicksten Zigarren rauchen. Kinder, kaum dem Säuglingsalter entwachsen, kann man schon mit einer Zigarre im Munde sehen. Eine lustige philippinische Geschichte persifliert diese Untugend mit den Worten: Nachdem die Mutter dem Säugling die Brust gereicht hatte, bat er sie um eine Zigarre zur besseren Verdauung. Man kann in den Hütten hier und da eine Zigarre von der Größe einer ausgewachsenen Leberwurst von der Decke an einem Faden herabhängend sehen, an der alle Familienmitglieder hintereinander ziehen. Die Kleinen haben aber auch mit den Gewohnheiten der Erwachsenen ihre Pflichten übernommen, indem ihnen schon mit 4 Jahren die jüngeren Geschwister, die gewöhnlich sehr zahlreich sind, anvertraut werden. Die Fröhlichkeit beweist den niedrigen Kulturstand der Rasse, da bekanntlich die Wachstumsgrenze um so schneller erreicht wird, je tiefer er ist.

In der Kampflosigkeit ähnelt das Leben des Eingeborenen einem Vegetationsprozeß, gleich dem der um ihn üppig wuchernden Pflanzen- und Blütenfülle. Auch sie atmet und ernährt sich, aber sie kann nicht wählen und wollen. Wie sie wird der Filipino in das Stückchen Erde, von dem er sich sein Leben lang nicht fortzieht, hineingeboren. Wie sie ergibt er sich willenlos dem Naturgeschehen. Das menschliche Vegetieren in den Tropen versteht den Menschen in einen solchen Zustand der Zufriedenheit und erschöpft alle Daseinsmöglichkeiten so vollkommen, daß er sich nach keinem anderen Leben sehnt und ihn auch nicht die Frage nach der höheren Bestimmung des Menschen quält. Da auf Verlangen sogleich Erfüllung folgt, Not und Entbehrungen unbekannt bleiben, ist keine Spannung vorhanden, die den Geist zum Denken und Erfinden anregt. Deshalb sind große Geistesgaben in gemäßigten Klimaten hervorgebracht worden. Selbst die Liebe in unserem Sinne kann sich nicht entwickeln, da der Weg zwischen Sehnsucht und Erfüllung so kurz ist, daß die wunderbaren Vorstellungen nicht entstehen können, die bei uns im Norden die großen Kunstwerke hervorgebracht haben. Der Filipino kennt nicht die höchsten Gefühle unseres kultivierten Daseins, die Gipfel dessen, was der Mensch erleben kann, wenn er dem Weltall ein neues Geheimnis abgerungen hat, das Triumphgefühl, wenn der Erfinder seine Maschine zum erstenmal laufen sieht, den Jubel, wenn der menschliche Geist Sieger über die Naturgewalten geblieben ist. Sein einförmiges Glück ist nur ein irdisches Glück, ein wunschloses Zufriedensein.

H. Frhr. v. Schertel.

Unser Freund Besh.

Skizze von Albert Kreiß-München.

Unser Freund Besh hat seinem Leben gegeben, was ihm immer fehlte. Es sind gar keine Bedenken zu hegen wegen der stattgefundenen Umstellung. Besh bleibt Besh.

„Bergiß den Tabak nicht, Alma!“ rief er seiner Frau nach, die mit zwei Armbüchsen auf dem Wiesenweg unter den Pappeln war.

„Das Kind!“ antwortete Frau Alma, stieg über das Heu und verschwand dann flink auf dem Heidewege.

Besh hatte das Gartenbett weiter. Er dachte an Dünger, Kompost, Saat und Pflanzen, hoffte auf Regen und lachte sich eine Freude in den Leib über die pfündigen Kartoffeln, die er am Morgen in der Frühe mit der Reue aus dem Fluß geholt hatte. Alma trug nun die Fische nach dem Dorf und würde sie gut an den Gastwirt verkaufen, ja, Gläser würde sie besorgen zum Eintochen und den Tabak nicht vergessen. Besh sollte den Spargel stecken, richtig. Die Tomaten mußten aber auch angebunden werden. Da gab es auch Disteln und Löwenzahn. Weg damit! Dann schrie das Kind.

„Elisabeth!“

„Da — da“, sagte das Kind und kam herbei gestolpert. Besh nestelte seinen Leibriemen ab, weil seine Hose ohnehin

festsaß. Das Kind konnte nach dem Schlafornn laufen und sich verlegen, und es konnte auch den Flußhang hinunter fallen. Es war notwendig, ein Loch in den Riemen zu stechen, damit er dem Kinde paßte. Besch ging in die Hütte, in die gute, zweiräumige Hütte aus Tannenholz mit eingebauten Wandschränken und all dergleichen. Ja, und außerdem war dieses Wohnhaus mit beworfen mit einer Mischung aus Sand, Wasser und Kuhdung, einer steinharten, steinähnlichen, mit Hilfe der Sonne gewordene Stofflichkeit, bei der sich die Baupolizei beruhigt hatte. Ja, nun die Wäscheleine her und das Kind angeleint! So hatte Elisabeth doch um eine der Pappeln einen Spielraum in der Sonne und im Schatten. Nichts konnte vorsichtiger sein.

„Da—da, ja—uh!“ sagte das Kind und haschte nach einer Hummel. Das Gras roch süß. Enzian und Tymian leuchteten. Die Luft flimmerte von all dem Sonnenglanz. Besch sah nach dem Raps, nach dem Mais, nach der Gerste, dachte an seine Klopse und an Hühnerfutter. Er war eben ein richtiger Landmann geworden, seitdem er seine Stellung bei dem Verkehrsbeamten in der Stadt und dort seine Wohnung mit dem blanken Messingschild, auf dem wir alle lasen: „Besch, Maler“, verloren hatte.

Das Messingschild hatte Besch unten im Flußufer an den Pfahl genagelt, der für die Fischreue eine Art Anker war. Manchmal legten hier die Sonntagsgäste an mit den Booten, und sie fanden noch immer, daß Besch nicht mehr arbeitete, daß er kein Maler mehr war. Nur ein Bild, das niemals fertig wurde, hatte Besch in der Hütte, das Bildnis seiner Frau.

Der Fluß spülte leise vorbei, und die Pappel flüsterten. Aber die nahe Viehweide schritt die Rinderherde, zupfte, laute, mahlte. Langsam, nacheinander, kamen die Tiere näher, schoben sich an der Umzäunung entlang, rieben sich die Radenkelle an den Pfählen und schauten neugierig her.

„Da—da“, sagte das Kind.

Ein schwarzer Bulle schnob auf und brummte tief. Mit schwarzen Augen stand er steif da und reinigte mit langer, gebogener Zunge seine Klüftern.

Jetzt ließ sich Besch wieder einmal gehen. Befallen von Traum und Andacht, in der Weise, die wir alle an ihm kennen, legte er langsam die Hade hin. Er holte Farben und hängte das unvollendete Bildnis seiner Frau an einen Baum. Indigoblau, Kobalt und Erdfarben mischte er, ja, und in seiner gelassenen Art, die ihm früher den schönen Ruhm eingetragen hatte, in seiner schnellen und sicheren Art, bedeckte er mit den dunklen Farben das Bildnis seiner Frau, malte den Bullen, schuf ein neues Werk.

Dann sank er, wohlighöhnend, ins Gras, starrte den Himmel an und schlief ein. Die Hummel summten, die Libellen schwirrten, das Vieh schnaufte, und das Kind lachte. Soweit bin ich unterrichtet.

Als Frau Alma zurückkehrte, entfuhr ihr ein Schrei. Die Umzäunung der Viehweide war durchbrochen. Die Herde zurrte, vor Behagen schauend und vor überraschendem Glück hastend, an den Stangenbohnen, hatte Beete zerstampft, und warf mit stampfenden Hufen Erde und Gras herum. „Da—da“ lachte und schrie das Kind. Der Bulle, ja, der Bulle, er hatte lang seinen kraftvollen Hals gereckt. Mit langer Zunge leckte er nach dem Baum hinauf, leckte die Erdfarben gierig von seinem Ebenbilde.

Aber der Herr Gemahl, unser Freund Besch, lag da und schlief mit glücklichem, zufriedenen Nicken. Als Frau Alma, bebend und angstvoll, ihn mit den Füßen stieß, fuhr er auf und stand blitzschnell auf den Beinen.

Der Bulle, gestört, überrumpelt von der überstürzten Bewegung, fuhr herum und floh. Die Herde ließ ihm erschreckt durch die Lücke in der Umzäunung nach auf die Weide.

Besch aber stand gähmend vor seinem Werke. Alle Linien waren verwischt. Nur ein Bullenmaul, geblähte Klüftern und die bis zur Unwahrscheinlichkeit zierlich gebogene, hinein-fahrende Zunge sah man. — „Es ist das Beste, was ich je gemacht habe. Hast du den Tabak, Alma?“ meinte Besch.

„Ja, Besch, ja“, hauchte Frau Alma.

Im Einklang mit sich, dem Leben, mit Gras und Baum wird uns unser Freund Besch bleiben.

Neue Bücher

* „Deutscher Almanach für das Jahr 1934.“ (Philipp Reclam jr., Verlag, Leipzig.) Der neue Reclam-Almanach stellt sich wieder mitten in das aufbauende Leben der Nation. Er bietet diesmal vorwiegend künstlerische Beiträge: neue Novellen und Erzählungen deutscher Dichter, die mit ihrem Volk von je schicksals- und blutmäßig im

Innersten verbunden waren, und Bilder junger deutscher Maler, die in ihrer Kunst Wesen und Haltung des neuen Deutschland kraftvoll verkörpern. Franz Schauweder umreißt zunächst den geistigen Raum dieses Jahrbuches in einem gewaltigen und herzerhebenden Aufsatz „Das Reich der Deutschen“. Die folgenden Beiträge sind bei aller Mannigfaltigkeit und Fülle doch auf einen Grundton gestimmt. Im Mittelpunkt stehen die beiden großen Novellen: „Segelflug“ von Werner Beumelburg und „Bauerngeschichte“ von A. H. Waggerl. Eine neue Erzählung von Hans F. Blund, ein erschütterndes Lebensfragment von Hans Carossa aus dem August 1918, neue Novellen von Otto Smelin, Werner Bergengruen, Robert Walter, A. Artur Ruhnert usw. schließen sich an.

* „Deutschlands Arbeitsdienst“, von Jesco von Puttkamer. Mit einem Geleitwort des Staatssekretärs Hierl. (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.) Das soeben erschienene Buch zeigt dem Leser den Arbeitsdienst wie er ist. Alle die vielen Fragen, die mit ihm zusammenhängen, die jeden von uns angehen und interessieren, werden hier angeschnitten. Jeder Deutsche wird dieses Werk mit höchster Spannung lesen und die vielen Bilder betrachten, die, in allen Arbeitslagern eigens vom Verfasser für dieses Buch aufgenommen und daher in der Öffentlichkeit noch nicht bekannt, ein echtes und rechtes Bild vom Leben der Arbeitsfreiwilligen geben.

* Siegfried von Gegeßat „Blumbergs Hof“. Der Roman einer Kindheit. (Universitas Deutsche Verlags-AG, Berlin W. 50.) In dieser Geschichte einer Kindheit wird die idyllisch-patriarchalische Atmosphäre eines altbaltischen Herrenhauses lebendig, — eine Welt von wunderlichen Tanten, Onkeln, Hauslehrern, Gouvernanten und schrullenhaften Käufern. Daneben erstreckt vor uns die nordische Landschaft, — das weite Land der endlosen Wälder, der einsamen Hochmoore und hellen Sommernächte, der Fischjagden, ausgelassener Ritte und Schlittenfahrten. Das Buch ist der erste, völlig selbständige Band einer Trilogie des baltischen Deutschtums, an der Gegeßat gegenwärtig arbeitet.

* E. Sidgwick: „Die Verwandten kommen“. Roman. (Universitas, Deutsche Verlags-AG, Berlin W. 50.) Ein älteres Ehepaar, das seinen Lebensabend in Frieden genießen will, hat die Großstadt mit dem Lande vertauscht. Ein kleines Haus, nicht weit von der See, in der herrlichsten Landschaft gelegen und fern vom Trubel der Welt, scheint ihren Wunsch zu erfüllen. Doch, wer kennt sie nicht, die lieben Verwandten? Die alten Deutschen haben sich gründlich verrechnet: jetzt sind sie sogar zu einem begehrenswerten Ausflugsziel geworden, jetzt kann man Wochenende und Ferien bei ihnen verbringen, jetzt gibt es statt Besuch Einquartierung und damit die komischsten Verwicklungen.

* Alfred Maderno: „Fünf Ragen“. (Verlag Scherl, Berlin SW. 68.) Mit feinem Humor und viel Liebe, schlicht und ungekünstelt, wird in diesem reizenden Buch die Geschichte von fünf Ragen, die nacheinander in einer Familie gehalten werden, erzählt. Jede ist ein Typ für sich, jede weist ganz andere Charakterzüge auf — und nur eins haben sie gemeinsam, daß sie keine überzüchteten Zeltfagen mit großem Stammbaum sind, sondern einfache deutsche Hausfagen. Für die Hausfage will dieses Buch werben, indem es zeigt, wieviel Nutzen, wieviel Freude und Anregungen man aus dem Umgang mit diesen leider in vielen Kreisen mißachteten Tieren haben kann, die es aber an Schönheit und Anmut, an Klugheit und Anhänglichkeit mit ihren Edelvetteren getrost aufnehmen.

* Davidis-Schulze: „Das neue Kochbuch“. Herausgegeben von Ida Schulze. Verlag von Velhagen u. Klasing in Bielefeld.) Wie jede andere Kunst und Wissenschaft unterlag auch die Kochkunst mit allen sichtbaren und verborgenen Werten dem Wandel, und es hat großen Reiz, dieser Entwicklung zu folgen. Im Leben der deutschen Frau bedeutet Kochkunst, auch mit bescheidenen Mitteln Bollenbetes zu bieten. Daß Nahrungsmittel eine Macht bedeuten, haben die Kriegsjahre gezeigt. Ihre richtige Verwendung liegt in der Hand der deutschen Frau. Die deutsche Hausfrau kann der Wirtschaft des eigenen Landes Millionenwerte erhalten. Diesem Gedanken trägt das neue Kochbuch Rechnung. Wort und Bild sollen lehren, wie sich mit Vorhandenem und auch bei beschränkten Mitteln Gutes und Gehaltvolles herstellen und in schöne Form bringen läßt. Das Buch bringt 1500 erprobte und nur bewährte Rezepte.

Verantwortlich für die Schriftleitung: R. Gänther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der V. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.